
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 48. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

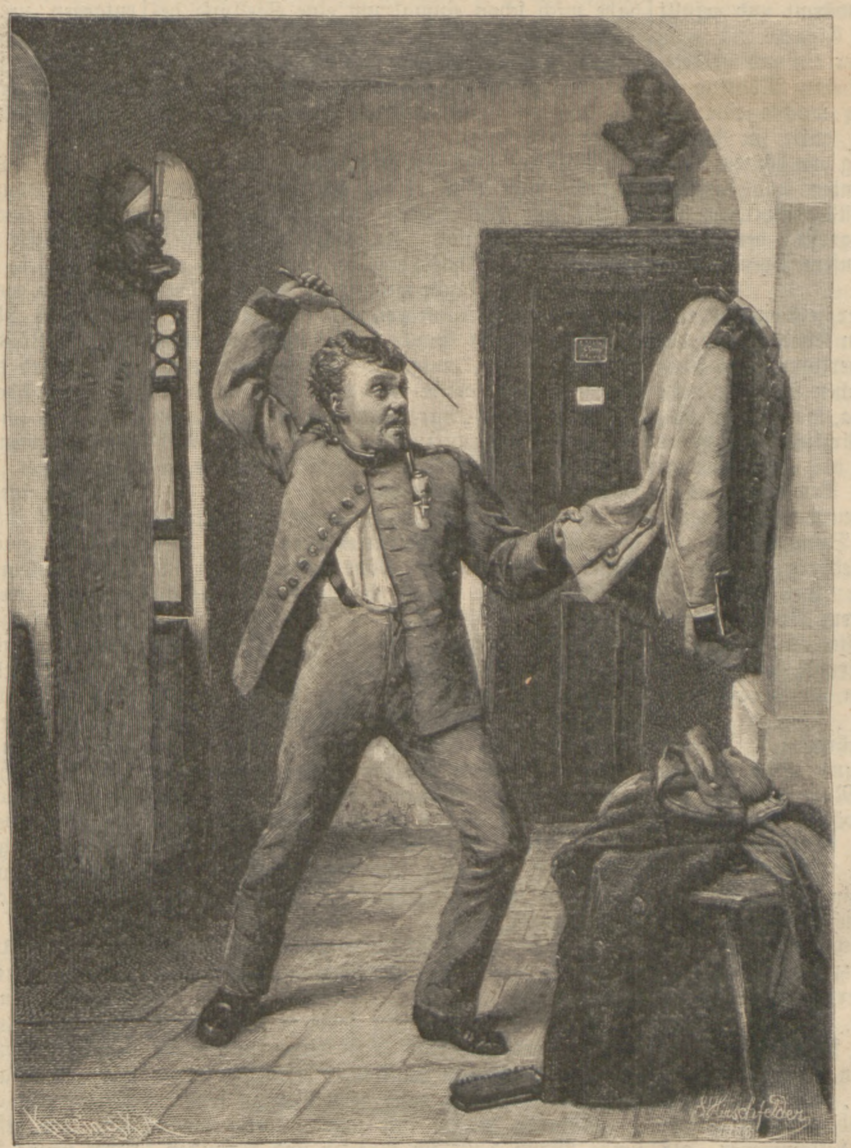
(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Ottilie fühlte, wie die Brust ihres Verlobten sich hob und senkte. Die Mittheilung ging ihm nahe. Sie ahnte ja nicht, wie qualvoll die Erinnerung an seinen Nebenbuhler an Möhring's Herzen nagte. Er war eifersüchtig bis zur Qual, weil der Andere die liebenswürdigere, die elegantere Erscheinung gewesen. So oft ihm während des ganzen Brautstandes Ottilie freudlos und bedrückt erschienen war, sah er immer den glänzenden Kavalier neben ihr. Er haßte den jungen Mann, ohne mehr von ihm zu kennen, als den Namen. Unbeschreiblich erleichtert war er gewesen, als es hieß: Riedberg sei nach England gegangen. Und nun war der Gefürchtete wieder hier, und nun sollte er ihm gar eine Wohlthat erweisen!

Es war eine schwere Zumuthung. Aber Möhring mit seinem überlegenen Verstande fand sich rasch mit derselben ab. Die Ungewißheit über das Loos des einst Geliebten würde Ottilie weit mehr beschäftigen, als der durch die Großmuth ihres Gatten Versorgte es im Stande war. Auf diese Weise verbannte man ihn vielleicht mit Sicherheit aus ihrer Erinnerung, aus ihrem Herzen, aus ihrer Phantasie. Vielleicht auch war es möglich, Riedberg wieder ganz von Berlin zu entfernen. Mit Blitzesschnelle erwog Möhring alle diese Möglichkeiten und, seine aufwallende Eifersucht bekämpfend, versprach er mit sanfter Stimme Ottilien, Alles für Riedberg zu thun, was im Bereiche der Möglichkeit lag.

Wie hätte er ihr in dieser Stunde auch irgend etwas abschlagen können! Es war undenkbar.

Und ebenso, wie sie vorhin seine Schuld berathen hatten, so beriethen sie jetzt in gleicher Traulichkeit, was für den armen Riedberg zu thun sei. Und sie kamen zu folgendem Schlusse, der allerdings nur auf der Annahme beruhte, daß Riedberg von Ottiliens Verlobung nichts erfahren habe. Aber das war ja sehr leicht möglich, denn voraussichtlich verkehrte er nicht mit seinem Onkel, und nur dieser konnte allenfalls darüber unterrichtet sein. Möhring sollte zunächst seine augenblickliche Adresse ausfindig machen und ihn dann zu sich bescheiden, mit der Angabe, es geschähe in seinem, Riedberg's, Interesse. Möhring wollte sich dann den Anschein geben, als handle er im Auftrage von Edgar's Onkel, dem Kohlenhändler Lohberg. Es war doch sehr glaubhaft, daß dieser Onkel seine Härte bereute und irgendwie Theilnahme für den verunglückten Neffen bezeugte. Möhring wollte dem jungen Manne eine Stellung anbieten; das war in seiner jetzigen Lage leicht ausführbar. So suchte eben seine Firma drei Reisende, Vertreter für England, und da Riedberg kürzlich mehrere Monate in London zugebracht hatte, konnte er leicht für solch' eine Stellung geeignet sein.



Rache ist süß. Nach einem Gemälde von S. Hirschfelder. (S. 379)

Möhring beglückwünschte sich im Stillen zu seinem Einfall. Ja, nach England wollte er Riedberg schicken. Da kam er Ottilien gänzlich aus dem Sinne, aus dem Gesichte, und die Möglichkeit irgend einer peinlichen Begegnung war ausgeschlossen. Befand sich der junge Mann wirklich in einer Nothlage, wie es schien, so würde er sich nicht nur in Möhring's Bureau einfinden, sondern auch jede anständige Beschäftigung annehmen, die ihm Brod gab. Kam er nicht, oder wollte er nicht arbeiten, nun, so verlor er auch das Anrecht auf Theilnahme; mochte dann aus ihm werden, was da wollte! Möhring war jetzt ganz begeistert für den Plan; und seine Hingebung für die Sache rührte Ottilie auf's Tiefste.

Möhring hatte Briefformulare seiner Firma bei sich, und gemeinsam berathend, schrieben sie die Einladung an Riedberg, jedes Wort sorgfältig erwägend. Der Empfänger des Briefes durfte auch nicht die leiseste Ahnung erhalten, wer die Hand

dabei im Spiele gehabt. Möhring gelobte, die Sache mit aller Vorsicht und doch dabei mit aller Energie zu betreiben.

Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl der Ruhe, des inneren Friedens, der Zuversicht in die Zukunft war über ihn gekommen. Schon lange, lange, seit undenklicher Zeit war ihm nicht so wohl um's Herz gewesen. Seine Schuld drückte und ängstigte ihn nicht mehr, seit Ottilie sie ihm verziehen hatte. Und er wollte ihr ja ihre Hochherzigkeit vergelten, indem er ihren Wunsch erfüllte. Wie leicht er athmete, wie sich die nächste und fernere Zukunft vor seinem Blicke erhellte! Er hatte den Tempel wahrer Liebe betreten, geheiligten Boden, ein Asyl selbst für Verbrecher. Ihm war wie Orestes, der den Tempel der Diana betreten. Die Furien konnten hierher nicht folgen; sie lagerten draußen mit ihren Schlangengeißeln.

Ernst Möhring fühlte sich geliebt, verstanden. Er war versöhnt mit seinem Schicksal. Oft nachher gedachte er noch dieser Stunde reinen Glückes, welches er seiner — Schuld verdankte!

9.

Möhring saß in seinem eleganten Bureau vor seinem schönen, nagelneuen Schreibtische, die Füße auf einem hübschen Angorafelle. Er trug einen eleganten Hausrock aus schwarzem Sammet, mit dunkelrother Seide gefüttert. Das war ein Luxus, über welchen er sich selbst Vorwürfe machte; aber Ottilie besuchte ihn bisweilen in seinem Bureau, und er hatte den Ehrgeiz, ihr gegenüber als Mann von Welt, als vollkommener Gentleman zu erscheinen. Der Raum war angenehm durchwärmt und erfüllt von dem Dufte einer feinen Cigarre.

Da trat der Bureaudiener ein und meldete, daß ein Herr v. Riedberg Herrn Möhring zu sprechen wünsche. Möhring machte eine zustimmende Bewegung. Er hatte in diesem Augenblicke eine Anwandlung von dämonischem Hochmuthe. Dem unbekannten und dennoch gehaßten Nebenbuhler gegenüber fühlte er sich mit Genugthuung als der große, der wohlhabende Mann, als der berufene Spender von Wohlthaten.

Der junge Mann, welcher jetzt eintrat, entbehrte trotz der abgetragenen Kleider, trotz der bleichen Miene, trotz des verkümmerten Aussehens, nicht der weltmännischen Haltung, nicht des sympathischen Wesens; ja, man sah es ihm sogar an, daß er noch kürzlich ein schöner Mann gewesen war. Nicht als ein Bittender, nicht als ein verschüchterter Bewerber trat er ein, sondern mit der vollkommenen Unbefangenheit eines gleichberechtigten Besuchers.

„Mein Name ist v. Riedberg," sagte er völlig unbefangen. „Zwar Ihre freundliche Aufforderung, mich in Ihrem Bureau einzustellen, hat etwas Räthselhaftes für mich, aber ich hatte immerhin keinen Grund, ihr nicht zu folgen; und hier bin ich nun, um Ihre Fragen oder Wünsche zu hören."

Möhring war leicht erschrocken, leicht verwirrt; er hätte selbst kaum sagen können, warum? Aber der junge Mann erschien ihm bekannt, während er einen völlig Unbekannten zu sehen erwartete. Hatte er vielleicht eine Photographie von ihm bei Ottilien gesehen? Er wußte nicht recht, wohin mit dieser Erinnerung; aber er hatte dieses Gesicht schon gesehen. Nein, nein, er täuschte sich nicht; und diese unbestimmte Reminiscenz beunruhigte ihn.

Welche verführerische Persönlichkeit konnte dieser Riedberg gewesen sein, so lange er noch auf der Höhe des Lebens stand, wie leicht mochte es ihm gewesen sein, Ottiliens Herz einzunehmen? So kam es, daß die Rollen zwischen den Beiden sich augenblicklich verschoben. Möhring war befangener, beklommener, als sein Gast, der ja doch als Hilfebedürftiger bei ihm erschienen war. Das Gespräch kam, aber erst ein wenig stockend, allmälig doch in Fluß.

„Meine Einladung mußte Ihnen allerdings befremdlich erscheinen," sagte Möhring. „Ich bin Ihnen ja ein ganz Fremder!"

Riedberg verbeugte sich zustimmend. Es hatte den Anschein, als sehe er Möhring zum ersten Male.

„Es ist in der That eine delikate Angelegenheit," fuhr der Letztere fort, „welche meinen Brief an Sie veranlaßte; doch muß ich Sie im Vorhinein auf das Nachdrücklichste versichern, daß mein Brief ausschließlich in Ihrem Interesse verfaßt und abgesendet wurde."

Riedberg sah sehr verwundert d'rein. „Das klingt, verzeihen Sie, mein Herr, etwas romanhaft; aber ich will Ihnen ja gerne glauben. Bitte, sprechen Sie!"

Möhring bot dem Gaste nun einen Stuhl an, auf welchem dieser sich niederließ. Aus seinen eingesunkenen, dunkel umrandeten, aber noch immer ausdrucksvollen Augen blickte er den Anderen erwartungsvoll an.

„Meine Aufforderung an Sie," sagte Möhring ein wenig stockend, „beruht auf der Annahme, daß Sie nicht abgeneigt wären, irgend eine, Ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung anzunehmen. Man hat mir versichert, daß Sie sich schon früher einmal um eine solche bewarben?"

Riedberg lächelte jetzt verständnißvoll; er schien bereits auf der gewünschten Spur: er rieth auf seinen Onkel. „Man hat Ihnen die volle Wahrheit gesagt," entgegnete er. „Ich habe mich schon einmal um eine Stellung beworben und war unglücklich, sie nicht zu erhalten. Meine Wünsche und Bestrebungen sind dieselben geblieben; ich würde mich heute glücklich schätzen, eine passende Beschäftigung zu finden."

Möhring fand jetzt seine Ruhe und Fassung wieder. Nun war er ja mit dem Fremden bereits auf dem Boden geschäftlicher Unterhandlung angelangt. „Ich wäre in der Lage," fuhr er fort, „Ihnen eine solche Stellung anzubieten. Ich glaube wenigstens, daß sie Ihren Wünschen und Anforderungen entspräche."

„Der letztere Punkt dürfte nicht so schwer zu erfüllen sein," entgegnete Riedberg mit einer Bescheidenheit, welche Möhring sympathisch berühren mußte. „Nur möchte ich Sie doch vorher bitten, mir mitzutheilen, wer Ihnen Aufklärungen über meine vergangene und gegenwärtige Lage gemacht hat?"

„Und ich muß Ihnen die Gegenbitte stellen," sagte Möhring mit Entschiedenheit, „mit mir weiter zu verhandeln, ohne daß jene Persönlichkeit genannt werde; diese Person wünscht ungenannt zu bleiben."

Riedberg lächelte wieder. „Gut, ich erkläre mich damit einverstanden."

Offenbar zweifelte er nicht, daß es sein Onkel sei, der wieder die schützende Hand nach ihm ausstreckte. Er schien darüber sehr erfreut und geneigt, auf Alles einzugehen, was man ihm vorschlug. Möhring setzte ihm also auseinander, daß es sich um einen Posten in England handle; zwar kein glänzender, der aber seinen Mann ernähre, und dessen Einkünfte sich bei Fleiß und Betriebsamkeit bedeutend steigern könnten.

„Ich würde die Stelle dankbar annehmen," entgegnete Riedberg, „und wohl auch ausfüllen können."

Ruhig und vernünftig setzte er nun Möhring auseinander, was er zu leisten im Stande sei, und in welchen Punkten er befürchte, seiner Aufgabe noch nicht ganz gewachsen zu sein.

Möhring mußte sich sagen: wenn dieser junge Mann einst ein Spieler und Schuldenmacher gewesen war, so hatte das Unglück ihn geläutert; heute machte er den Eindruck eines sehr verständigen, brauchbaren, verläßlichen Menschen. Er erbot sich sogar, Empfehlungen, beglaubigte Dokumente beizubringen.

Möhring versicherte ihm, das sei für ihn persönlich nicht nothwendig, aber immerhin wünschenswerth für die Firma, für seinen Socius. Riedberg erbot sich, in den nächsten Tagen wieder zu kommen.

„Darf ich Sie bitten," sagte er, sich erhebend, warmen Tones, „mir noch für einige Augenblicke Gehör zu schenken in einer ganz privaten Angelegenheit? Ich habe kein Recht, für dieselbe Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; dennoch würde ich Sie bitten, mir zuzuhören."

Möhring erschrak abermals. Was konnte jetzt kommen? Betraf es Ottilie? Was wußte Jener, was hatte er vorzubringen?

„Bitte, sprechen Sie!" brachte er hervor. „Sprechen Sie ganz ungescheut; ich bin ganz bei der Sache."

„Ich nehme an, daß Sie im Auftrage meines Onkels handelten," sagte Riedberg nun offen, und auf Möhring's ablehnende Geberde hin setzte er hinzu: „Ich nehme es eben nur an, ohne von Ihnen eine Bestätigung zu erwarten oder zu verlangen. Ich wüßte sonst nicht, wer so warmen Antheil an meinem Schicksale nehmen könnte. Jedenfalls waren Sie mir vor einer Stunde ein ganz Fremder, dem es so ziemlich gleich sein konnte, ob ich Hungers sterbe oder nicht. Unter der obigen Voraussetzung, nämlich, daß es sich um meinen Onkel handelt, bitte ich Sie, eine Mittheilung entgegen zu nehmen, welche Sie persönlich nicht interessiren kann."

„Bitte, sprechen Sie weiter!" sagte Möhring nach einer kleinen Pause.

Vielleicht hatte er kein Recht, Riedberg's Mittheilung anzuhören; denn er handelte ja nicht im Auftrage seines Onkels. Was aber sollte er thun? Wenn er widersprach, konnte Riedberg leicht auf die Vermuthung kommen, daß Ottilie die intellektuelle Urheberin des Briefes sei, und das mußte um jeden Preis vermieden werden.

„Was Ihnen in meiner Erzählung nicht ganz verständlich sein sollte," sprach Riedberg jetzt, „wird dem Anderen, dem Sie diese Mittheilung überbringen sollen, vollständig klar sein, und ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung, wenn ich Sie aufhalte. — Ich habe vor einiger Zeit das Wohlwollen und Vertrauen meines Onkels verscherzt und mich damit selbst in's Unglück gestürzt. Das kam so: ich hatte, nachdem ich als Offizier meinen Abschied genommen, glücklich eine Civilstellung erhalten, welche eine größere Kaution erforderte. Damals war ich im Begriffe, mich mit einem liebenswürdigen bürgerlichen Mädchen zu verheirathen, und meine Wahl hatte die lebhafte Zustimmung meines Onkels gefunden. Er händigte mir also die Summe für die Kaution ein. Es war am 30. September vorigen Jahres. Am 1. Oktober sollte ich meine Stellung antreten. Es war sozusagen der letzte Abend, die letzte Nacht meiner Freiheit, die letzte Stunde, die ich als Kavalier verlebte. Vom folgenden Morgen an war ich ein bürgerlicher Arbeitsmensch. Ich gestehe willig, daß mich die Versuchung anwandelte, an diesem Abend noch einmal das Leben zu genießen, was ich eben nach meinen damaligen Begriffen unter Lebensgenuß verstand. Ich hatte eine Zusammenkunft mit einigen Freunden und ehemaligen Kameraden in einem Restaurant verabredet, wo wir uns auch bis nach Mitternacht auf unsere Weise vergnügten. Ich war, wie gesagt, mit meinem Loose versöhnt, liebte meine Braut und hatte die besten Vorsätze; aber an diesem letzten Abend schlürfte

ich den Becher der Lust noch einmal in vollen Zügen. Ich hatte wohl ein Glas zuviel getrunken, wohl auch zuviel Geld ausgegeben; ja, ich hatte sogar einen von den geheiligten zehn Stück Tausender, der für die Kaution bestimmten Summe, gewechselt, weil ich zu Hause noch genug Geld hatte — oder wenigstens Geldeswerth — um den Abgang am nächsten Morgen ohne Mühe ergänzen zu können. Wir gingen nach beendetem Souper in ein Nachtkaffeehaus. Dort griff ich nach meiner Brieftasche und — sie war fort, verschwunden mit der ganzen Barschaft! — Doch was ist Ihnen, mein Herr?" unterbrach er sich, „Sie sind bleich geworden bis in die Lippen."

„Es ist nichts," stammelte Möhring, sich mit der Hand über die Stirne fahrend. „Eine Erinnerung — aus meiner Jugendzeit — die in mir erwacht."

„Ich suchte und suchte, lief zurück, frug in der Restauration; aber die Brieftasche war fort! Entweder sie war verloren, oder sie war mir entwendet worden; aber fort war sie, sammt der Kaution, sammt der Stellung, sammt der Braut, sammt der Liebe und dem Vertrauen meines Onkels. Alles, Alles verloren! Meine ganze gegenwärtige und zukünftige Existenz vernichtet! — Aber Sie sind wirklich unwohl, mein Herr."

„O, es hat nichts auf sich," versetzte Möhring. „Bitte, fahren Sie fort."

„Wahrscheinlich bin ich bestohlen worden, oder ließ ich die Brieftasche liegen, oder verlor sie auf der Straße," sprach Riedberg lebhaft weiter. „Und ich hoffte in jener Nacht zuversichtlich, das Geld wieder zu finden. Wenn es verloren war, würde es auf der Polizei deponirt werden, wenn es gestohlen war, konnte der Dieb gefaßt werden, aber," rief Edgar leidenschaftlich, „der Schurke behielt seine Beute!"

Möhring war aufgesprungen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er machte eine sonderbare Geberde, halb Zorn, halb Schrecken; dann sank er wieder, wie gelähmt, in seinen eleganten, geschnitzten Schreibstuhl zurück.

Riedberg, ganz in seine Erinnerungen versunken, achtete nur oberflächlich darauf. „Ein sehr abgebrauchtes Sprichwort," sagte er, „behauptet, daß ein Unglück selten allein komme; oder darf ich's ein Unglück nennen? Genug, in meiner Verzweiflung, meiner Verwirrung hatte ich die wahnsinnige Idee, mit dem in meinem Portemonnaie gebliebenen Reste des gewechselten Geldes zu spielen. Ich begab mich in eine mir bekannte geheime Spielhölle, um mein Glück zu versuchen. Natürlich verlor ich Alles, was ich besaß. Doch ich wollte Fortuna zwingen und schickte nun einen Vertrauten nach meiner Wohnung, um mein kleines Portefeuille zu holen, in dem sich noch Geld und Geldeswerth befand. Das war mein Verderben; denn auf eine mir nicht ganz aufgeklärte Weise erfuhr mein Onkel, daß ich in der Unglücksnacht wirklich gespielt habe, und war nun der Meinung, ich hätte die ganze Summe verspielt. Was sollte ich thun, um ihn zu widerlegen? Hatte ich doch wirklich gespielt! — Er glaubte mir nicht. Ich hoffte nun das Eine, die Brieftasche wieder zu erhalten; aber das war eine Täuschung. Meine Brieftasche mit dem kostbaren Inhalte habe ich niemals wiedergesehen und unerbittlich, unwiderruflich vollzog sich mein Geschick. — Für den Augenblick bot sich mir ein glücklicher Zufall. Ein mir befreundetes Mitglied des Unionklubs beabsichtigte einen größeren Pferdeeinkauf in England, und ich übernahm diesen Auftrag gegen eine entsprechende Provision. Auch alle Reisekosten wurden mir vergütet. Auf diese Weise fristete ich einige Wochen hindurch mein Leben."

(Fortsetzung folgt.)

Rache ist süß.

(Mit Bild auf Seite 377.)

Das dem humoristischen Genre angehörige Bild von S. Hirschfelder „Rache ist süß" (siehe den Holzschnitt auf S. 377) versetzt uns in den Flur einer Kaserne, wo ein Soldat eben im Begriff ist, den Waffenrock des gestrengen Herrn Sergeanten durch Bearbeitung mit einem Stocke vom Staube zu reinigen. Der Sergeant, dem der Rock gehört, ist aber offenbar einer von Jenen, die bei ihren Untergebenen keineswegs beliebt sind, weil sie ihre Leute im Dienste gar zu arg „striezen", „zwiebeln" oder „schlauchen". In dem Geiste des Vaterlandsvertheidigers auf unserem Bilde taucht daher, während er den Rock ausklopft, eine ziemlich naheliegende Ideenverbindung auf, die wir ihm deutlich vom Gesichte ablesen können. Er stellt sich vor, daß der gehaßte Vorgesetzte selbst in dem Rocke stecke; und während er fest auf die Pfeife beißt und den Klopfstock mit aller Kraft seines Armes schwingt, kostet er in seiner Phantasie die ganze Süßigkeit befriedigter Rache aus. Das gut gemalte Bild wird auf keinen Beschauer seine komische Wirkung verfehlen.

Im Lancirraum eines Torpedobootes.

(Mit Bild auf Seite 380.)

Die Torpedoboote der deutschen Kriegsmarine sind 40 Meter lang, 3½ bis 4 Meter breit und ganz aus 3 bis 4 Millimeter starkem, verzinktem Stahlblech hergestellt. Sie besitzen nur eine geringe Bordhöhe, rollen bei bewegter See stark, haben nur äußerst wenig Raum für Unterbringung der Mannschaft, und der Dienst auf ihnen ist daher äußerst schwer und gefahrvoll. Das Innere des Torpedobootes ist in eine Anzahl wasserdicht von einander abschließbarer Räume eingetheilt, deren vorderster der Lancirraum ist (siehe das Bild auf S. 380), d. h. der Raum, von dem aus die Torpedos abgeschossen oder lancirt werden. Dies Abschießen der Torpedos gegen das Ziel erfolgt vermittelst Preßluft, welche von einer Luftkompressionspumpe, die ebenfalls im Lancirraum befindlich, hergestellt wird. Zwei bronzene Rohre, welche am Vordersteven des Torpedobootes ausmünden, die Lancirrohre, nehmen die Torpedos auf, und diese werden dann mit zusammengepreßter Luft von 5 bis 6 Atmosphären Stärke abgeschossen. Auf unserem Bilde sind zwei Matrosen eben beschäftigt, die Torpedos in die Lancirrohre zu laden, während der Steuermann und der Kommandeur des Fahrzeuges auf der Kommandobrücke stehen, von der aus der Kapitän mittelst eines Zeigertelegraphen seine Befehle direkt in alle übrigen Theile des Torpedobootes ergehen lassen kann.

Wotjäkenfrauen aus dem russischen Gouvernement Wjatka.

(Mit Bild auf Seite 381.)

Die Wotjäken, Wotjaken oder Woten sind ein Volk finnischer Abstammung im Norden des russischen Reiches und haben ihre Wohnsitze in den Gouvernements Perm, Kasan und Orenburg, zumeist aber im Gouvernement Wjatka. Ihre Kopfzahl schätzt man auf 240,000. Die Wotjäken sind durchweg klein, breitschulterig, fettleibig und ihre Gesichtszüge erinnern an die eigentlichen Finnen. Die Männer kleiden sich russisch und sind gute Vieh- und Bienenzüchter. Die Mädchen und Frauen gelten als vorzügliche Spinnerinnen. Hübsche Gesichter sind unter ihnen selten, wie das Bild auf S. 381 erkennen läßt, das ihren Typus und ihre höchst eigenartige Nationaltracht veranschaulicht. Kleider und Hemden sind mit Stickereien verziert; die Mädchen tragen Kopftücher oder runde, mit Kupfermünzen besetzte Mützen. Der Kopfschmuck der Frauen ist eine Art Grenadiermütze aus Birkenrinde, mit verschiedenfarbigem Tuch überzogen und mit Metallstücken verziert, die bei Frauen und Mädchen auch in großer Menge vorn auf die Kleider genäht sind.

Empor.

Ein Bild aus dem Frauenleben.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Nachdruck verboten.)

War es möglich, aus diesen Niederungen der Armuth und Dürftigkeit emporzukommen zu den Höhen des Lebens? War es möglich für sie, das hilflose Mädchen?

In schlaflosen Nachtstunden dachte Ernestine darüber nach. Sie hatte einen begabten Bruder, der im Besitze eines Stipendiums studirte und dem man eine glänzende Zukunft prophezeite. Er, er würde es erreichen, würde eines Tages ein vielgesuchter, vielleicht gar ein berühmter Arzt sein. Aber sie, wie sollte sie emporkommen?

Und dennoch träumte sie von Glanz und Wohlleben. Daheim herrschte der peinliche Druck verschämter Armuth. Die Mutter, die Wittwe eines Beamten, gehörte durch ihr Herkommen sowohl, wie durch die Stellung des verstorbenen Gatten besseren Kreisen an; andererseits aber reichte die kärgliche Pension kaum hin, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu decken. Aber nicht der dünne Kaffee noch die wässerige Suppe waren es, was Ernestine bedrückte, sondern die Einförmigkeit, die Freudlosigkeit ihrer Jugend. Sich unterhalten, sich putzen, gefallen, bewundert werden, darnach trachtete sie, das hielt sie für ihr Recht, denn sie war schön und wußte, daß sie es sei.

Die Mutter jedoch versicherte ihr täglich, daß arme Mädchen, wie sie, keine Aussicht hätten, sich gut zu verheirathen. Die Mutter, eine verhärmte Gestalt mit Spuren früh verblühter Schönheit — welche meist nur in der Dunkelheit ausging, um das einzige bessere Kleid für irgend einen besonderen Fall aufzusparen — die arme Mutter! Welch' schreckliche Zukunftsperspektive!

Auf Ernestinens Wunsch ließ man sie einen Handelskursus für Mädchen besuchen. Ernestine sagte sich: wenn sie schon arbeiten müsse, so wolle sie arbeiten wie ein Mann. Traurig, ohne Wechsel, ohne Hoffnung schlichen die Tage hin. Ernestine besuchte ihren Kurs, flickte ihre Kleider und Strümpfe, half ihrer Mutter in der Wirthschaft; ihr einziges Vergnügen war ein Spaziergang mit einer Schulfreundin. Im Sommer genossen sie als Zuschauer den Korso im Thiergarten, im Winter als Zaungäste den Schlittschuhsport auf der Rousseau-Insel. Auch standen sie gern vor den eleganten Schaufenstern der Leipzigerstraße, um den dort ausgebreiteten Putz zu bewundern. Da wählte dann die Tochter der Frau Räthin in Gedanken, was für ihre, trotz aller Armuth und Entbehrung blühende Gesichtsfarbe, ihre frischen Lippen, ihre dunklen glänzenden Augen passen mochte. Und häßliche Bitterkeit im Herzen, kam sie in das ärmliche Heim zurück.

„Du bist ein Mädchen," sagte die Mutter auf ihre Klagen, „Du mußt es hinnehmen, mußt es ohne Murren tragen!" —

Sie aber wollte nicht. Reichthum, Glanz, Schönheit, Lebensfreude begehrte sie. O, wie fing sie es nur an, um emporzukommen!

Doch nicht etwa, indem sie auf die unbeholfenen Werbungen des Herrn Klein aus dem gegenüberliegenden Weißwaarengeschäft irgend welchen Werth legte? Was sollte ihr dieser linkische Jüngling, der immer vor ihr stand, als hätte er seine Elle verschluckt. Der ganze Mensch war nichts, als eine belebte Elle, ein Stück Holz, an dem man die Größe des eigenen Unglücks abmessen konnte. Was konnte aus ihm werden? Was hatte sie von ihm zu hoffen? Den gleichen Jammer, in einem anderen „Muster", um in seiner Sprache zu reden; er konnte sich nur in Wendungen äußern, die seiner ganzen „Branche" als Gemeingut gehörten. Seinen eifrigen Bewerbungen setzte sie ein Ende, indem sie eines Tages mit verächtlichem Lächeln zu ihm sagte: „Geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Klein! Sie werden ja doch niemals — groß werden, niemals emporkommen!"

Und Herr Klein gab seine Werbung auf.

Dem Bruder Ernestinens war es durch die freundliche Vermittelung eines Studiengenossen geglückt, sie als Kassiererin in einem großen Modewaarengeschäft unterzubringen.

Von nun an nahm ihr Elend eine andere Gestalt an. Sie saß von Morgens früh bis spät Abends an ihrer Kasse und nahm das Geld, welches glücklichere Frauen für alle die hier aufgehäuften Herrlichkeiten ausgaben. Den ganzen Tag sah sie nichts als Stoffe, Bänder, Spitzen, Schleier und Käuferinnen, die unter allen diesen Schätzen wählten und wühlten. Und sie, sie mußte zusehen, stumm und schweigend zusehen.

Da, mit einem Male, gewann ihre Gefangenschaft an der Kasse einen neuen Reiz. Eines Morgens erschien ein großer, hübscher, blonder Mann in dem Geschäftslokale, den Alle achtungsvoll begrüßten. Es war der junge Chef des Hauses, der eben von Paris zurückkehrte.

„Ah, unsere neue Kassirerin,“ sagte er freundlich.

Aus seinen blauen Augen sah er sie lächelnd an, und sie lächelte wieder. Es war wie ein Sonnenstrahl in ihre Seele gefallen.

Und sie gewahrte, wie die schönen blauen Augen des Chefs immer sie und sie suchten, wenn er, aus seinem Bureau kommend, die breite Marmortreppe herabstieg, die zu den oberen Stockwerken des großartigen Kaufhauses führte. Immer machte er sich in der Gegend ihres Kassenschalters zu thun und sprach zu ihr — gleichgiltige Worte, denn sie waren nicht allein. Aber seine Blicke sprachen ohne Worte. Und sie erzitterte, ohne zu wissen warum; sie war stolz und selig, ein neues Leben war ihr aufgegangen. Nur einmal hatte er sie in das Komptoir gerufen und einige leise Vertraulichkeiten versucht. Sie wies ihn stolz ab.

„Aber ich liebe Sie, Ernestine!“

„So werde ich gehen,“ versetzte sie, „denn ich bin nur ein armes Mädchen!“

Er verfärbte sich und wiederholte: „Aber ich liebe Dich wirklich, Ernestine!“

War es ein Traum? War es Wirklichkeit? —

In wenigen Wochen war sie seine Braut, die Braut eines reichen Mannes, den sie liebte, der sie liebte. Alle Herrlichkeiten des Lebens breiteten sich aus vor ihrem trunkenen Blicke.

Sie war nun doch emporgekommen, wie sie es ersehnt, wie es ihr gebührte!

* * *

Zwei Jahre des sonnigsten Glückes waren für Ernestine dahingegangen. Sie trug jetzt die kostbarsten Toiletten und war schöner denn je. Ihr Gatte, dem sie ein reizendes Töchterchen geschenkt hatte, war ihr zärtlich zugethan, belauschte ihre Wünsche, umgab sie mit Allem, was ihr Herz erfreuen konnte. Und sie, sie war bescheiden, sanft, dankbar, wie sie es nie vorher gewesen. Das Glück hatte sie gut und weich gemacht. Konnte es denn immer so bleiben?

Seit einiger Zeit war Heinrich verändert; nicht in seinem Benehmen gegen sie — im Gegentheil: er war noch liebevoller, zärtlicher, großherziger, seit ihn Sorgen zu drücken schienen. Auf ihre Fragen und Bitten nach dem Grunde seiner Verstimmung hatte er immer nur das eine Wort: „Ich werde es überwinden!“

Aber er überwand es nicht. Ganz unvorbereitet traf seine Frau der furchtbare Schlag: Heinrich machte Bankerott. Er hatte sie nicht beunruhigen wollen, und nun erst verstand sie, was auf seiner Seele gelastet hatte. Mit allzukühnem Muthe hatte der junge Mann die Umwandlung des väterlichen, ein wenig hinter den Zeitanforderungen zurückgebliebenen Geschäfts in einen modernen Bazar vollzogen. Dabei war sein Kredit weit über die Maßen angestrengt worden. Er hätte dreimal so viel umsetzen müssen, um durchzukommen. Statt dessen begann ihm ein Konkurrent, der sich schräg über etablirte — „Hermann Klein“ leuchtete es in Goldbuchstaben über dem Hause — sehr empfindlich Abbruch zu thun. Eine verfehlte Großspekulation in Rohleinen kam dazu — endlich das Fallissement eines befreundeten Hauses, und eines Tages wurden die ungeheuren Waarenvorräthe unter gerichtlicher Aufsicht verkauft, die eisernen Wellblechrouleaux schlossen sich vor den verödeten Schaufenstern, die glänzenden Bogenlichter, welche sonst den reizenden Tand mit ihrem märchenhaften Lichte bestrahlt hatten, erloschen. Heinrich und seine Gattin verließen ihre schöne, elegante Wohnung, deren Einrichtung unter amtliches Siegel gelegt wurde. In ihrer dumpfen Betäubung hatte Ernestine ihren Schmuck, alle ihre Werthsachen freiwillig hergegeben. So ging Heinrich zwar mit unbeflecktem Namen, aber gänzlich verarmt aus dem Sturze seines Hauses hervor.

Ernestine war wie geistesabwesend. Sie konnte das Schreckliche nicht fassen. Das glückliche Loos, das ihr geworden, erschien ihr als der natürliche Preis ihrer Schönheit, als etwas Selbstverständliches. Es war ja ganz unmöglich, daß wieder Alles zerrann, was ihr so unbestritten gebührte.

Im Geheimen hoffte sie noch immer auf eine glückliche Wendung, auf irgend etwas Unvorhergesehenes, welches den jähen Fall aufhalten würde. Es konnte, es durfte nicht sein! Jetzt wieder hinab von der Höhe, auf der sie sich so heimisch gefühlt — hinab! O, das war unerträglich.

* * *

Nun bewohnten sie zwei kleine, dürftig ausgestattete Zimmer in einer kahlen Miethskaserne weit draußen in der Vorstadt. Heinrich verdiente durch eine kleine Agentur das Nothdürftigste. Er hatte sich nicht gescheut und nicht geschämt, für Frau und Kind dies mühselige, wenig geachtete Geschäft zu übernehmen. Er besuchte jetzt die Arbeitsstuben, die er früher beschäftigt hatte, und verkaufte den Leuten Nähgarn und Nadeln, und wenn's gut ging, konnte er jetzt im Tage so viel erwerben, als er früher bei den Abrechnungen seinen Arbeitern zu schenken pflegte. Vielleicht kamen ihm diese verschenkten Pfennige heute zu statten. Man kaufte von ihm und er — er wußte die Seinen dadurch sicher vor dem Hunger.

Ernestine aber glaubte sich in die Zeit ihrer Kindheit und Jugend zurückversetzt. Dieselben düsteren, einförmigen Tage von einst, knappes Geld, billigstes Essen, Hausarbeit vom Morgen bis Abend. Sie hielt nur eine Aufwärterin, kochte und fegte wie einst. Kein Theater mehr, keine Toiletten, keine Spazierfahrten — Alles zu Ende! Sie war meist allein mit ihrer Kleinen; Heinrich unterwegs, um Brod zu schaffen. Ihre früheren Freunde und Bekannten mied sie ängstlich, weil sie sich schämte. Ausgehen mochte sie nicht, da sie sich nicht, wie noch vor Kurzem, schmücken konnte. Es war noch viel schlimmer, als es einst gewesen. Damals bot ihr die Zukunft doch noch glückliche Möglichkeiten — jetzt nicht. Damals hatte sie von dem Becher der Freude noch nicht gekostet — nun war er ihr mit roher Gewalt von den Lippen gerissen worden. Unmöglich,

Im Lancirraum eines Torpedobootes. (S. 379)



Wotjäkenfrauen aus dem russischen Gouvernement Wjatka. (S. 379)

dies schreckliche Loos für immer zu ertragen! Unmöglich!

Mürrisch und verdrossen ergab sie sich darein; sie hatte verlernt, zu lächeln. Finsteres Schweigen brütete in der kleinen Wohnung, wenn nicht das lallende Stimmchen des Kindes die traurige Stille unterbrach. Nur Seufzer wurden bei dem kärglichen Mahle vernehmbar.

Einmal, als die Frühlingssonne durch das Fenster schien, unterbrach Heinrich dies fast unheimliche Schweigen und sagte: „Wollen wir nicht ein wenig ausgehen, Ernestine? Es ist so schön draußen. Ich würde das Versäumte morgen einholen."

Ohne aufzublicken, versetzte sie: „Das geht nicht, Heinrich! Mein vorjähriger Hut ist zu schlecht! Und soll ich etwa die Kleine selbst tragen, oder Du?"

„Wir könnten trotzdem vergnügt sein, Ernestine!"

„Ich nicht!"

Scharf wie eine Messerklinge war das Wort herausgekommen, schärfer, als sie selbst es beabsichtigt hatte. Und sie sah, daß der Hieb saß. Aber er reute sie nicht. Sie litt zu schwer, zu viel Bitterkeit war in ihr aufgehäuft.

Heinrich seufzte tief und schwer auf. „Du magst Recht haben," sagte er. „Du bist schön — Du hättest Anspruch auf ein besseres Loos. Du grollst mir nun, weil —"

„Ich grolle Dir," antwortete sie, noch immer abgewendet, „weil Du nicht aufrichtig warst, weil Du mich nicht einmal ahnen ließest, wie es mit Dir stand. Hättest Du mich rechtzeitig-aufgeklärt, es hätte mich nicht so schwer getroffen!"

„Es geschah in bester Absicht, Du weißt es, Ernestine! Ich hoffte den Schlag abzuwenden."

Sie hörte das Beben in seiner Stimme, aber die böse, gehässige Bitterkeit wollte nicht aus ihrer Seele weichen.

„Du siehst," fuhr er fort, „ich gebe mir alle Mühe, Dich vor noch Schlimmerem zu bewahren."

„Ich sehe das, Heinrich, aber ich kann nun einmal in diesem Elend nicht leben — ich kann es nicht! Du wirst mir sagen, daß ich ja von Hause nichts Anderes gewöhnt war, als Armuth und Dürftigkeit. Aber ich bin zu etwas Anderem bestimmt, ich fühle einen unbezwinglichen Drang nach Licht und Leben, Glanz und Freude! Ich kann nun einmal nicht anders, Heinrich — es ist stärker als ich! Es ist mir unmöglich, mich wieder in diese Armseligkeit zu finden, geschweige denn, zufrieden zu sein. Fast noch ein Kind, hatte ich nur den einen Gedanken: Empor!"

„Empor!" rief er. „Meinst Du, nicht auch ich empfände diese Sehnsucht, nicht auch in meine Träume hätte sich dies Zauberwort gedrängt? Manche schlaflose Nacht hindurch, während Du Deine Unzufriedenheit verschliefest, habe ich darüber gegrübelt. Ich bin jung, tüchtig in meinem Fache, erfahren, arbeitslustig. Ich habe gute Beziehungen zur Handelswelt, mein Ruf ist unbefleckt geblieben. Weshalb sollte es mir nicht glücken, eine Stellung zu erlangen, welche mich emporführt? Weißt Du, was mich lähmt?"

„Der Mangel an Kapital! Dir fehlt das Geld, das Du früher leichtfertig verthan hast!" sagte sie hart.

„Nein," versetzte er jetzt ebenfalls schroff, „was mir fehlt, das ist Deine Liebe, Deine Zuversicht, Dein guter Muth — das bist Du!"

„Ich?" stammelte sie, einigermaßen aus der Fassung gebracht.

„Ja — Du! Würdest Du guten Muthes mit mir das Unvermeidliche tragen, würdest Du mir durch Deine Liebe Kraft geben zu streben, es könnte anders werden. Aber Dein freud- und muthloses Wesen ist mir ein unausgesetzter Vorwurf, erinnert mich an mein Unglück, macht mir das Leben zur Last, lähmt meine Hoffnungen, meine Arbeitskraft. Du bist es, Ernestine, die mich hindert, emporzustreben, emporzukommen — nun weißt Du Alles!"

Er hatte seinen Hut genommen und war gegangen. Wie so oft, wie immer, blieb sie allein in ihrer Armseligkeit zurück. Sie weinte. Je deutlicher sie empfand, wie viel Wahres die Worte Heinrich's enthielten, um so bitterer ward ihr zu Muth.

Nun stand sie am Fenster — der helle Frühlingssonnenschein spottete ihrer förmlich. Unten war eine Arbeiterfrau beschäftigt, Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. In dem Korbe am Boden saß ein niedliches, pausbäckiges Kerlchen und spielte mit den Holzklammern; zwei andere kleine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, hatten das übrig gebliebene Strickende ergriffen und die Mutter damit umschlungen. Jetzt trat ein rußiger Arbeiter in den Hof, offenbar der Vater. Und da er die Gruppe sah, lachte er laut auf und mit ihm lachte die Frau, lachten die beiden Schelme, lachte der kleine Posaunenengel in seinem Klammerkorbe — es war herzzerreißend, wie fröhlich da unten diese Familie war. Wenn doch auch sie fröhlich sein könnte! Wenn sie mit ihm und dem Kinde hinausgegangen wäre in die sonnige Natur, freundlich, freudig, wenn er wieder ein zufriedenes, ein glückliches Gesicht gemacht, wenn er gelacht hätte, wie Jener dort unten, wenn er dankbar, zärtlich gestimmt wäre — wie schön!

Aber, sagte sie sich weiter, das würde vorübergehen. Gesetzt, sie wäre mit ihm gegangen, sie hätte ihre tiefe Verstimmung besiegt, so wären sie Abends nach Hause in das alte Elend gekommen. Müde, verstaubt und hungrig hätte sie die abendliche Hausarbeit besorgen müssen, um morgen einem neuen Tag der Mühsal und Plage entgegenzusehen. Nein, nein, es war unerträglich! . . . .

Und müde und verstaubt, verdrossen kam Heinrich an diesem Abend nach Hause. Er hatte heute vergeblich gearbeitet. Während er nun dasaß, hungrig und doch ohne Genuß sein Nachtmahl verzehrend, stieg es wieder wie Reue in ihr auf. Nur das regelmäßige Athmen des Kindes war in dem stillen Heim vernehmbar. Wie nun Beide unwillkürlich auf das kleine Geräusch lauschten, war es, als knüpfe sich ein unsichtbares Band zwischen ihnen, als würde Jedem von Beiden klar, was jetzt der Andere empfinde. Und Heinrich fand die Selbstüberwindung, zu sprechen: „Du hattest heute Mittag Recht, Ernestine; Du bist noch zu jung, bist zu schön, um schon zu entsagen, und es könnte Dir nicht von Herzen kommen, wenn Du Dich froh und willig in all' dies Elend fügtest. Von einer Frau soll man nicht erwarten, daß sie durch eigene Kraft sich emporringe zu irgend einer Höhe — das kann nur der Mann, während ihr Frauen besten Falles die Fähigkeit habt, euch emportragen zu lassen. Und deshalb war ich im Unrecht, deshalb nehme ich meinen Vorwurf zurück. Ich allein bin es, der den Weg zu finden haben wird, auf welchem zum Mindesten Du frei wirst von dieser Lage. Und ich werde ihn finden!"

Bei seinen ersten Worten war es wie eine Regung weichen Mitgefühls über sie gekommen. Wenn sie ihm jetzt um den Hals fiele, ihn um Vergebung bäte, ihm von Neuem ihr Herz gäbe — es könnte noch Alles gut werden.

Als er aber weiter sprach in seinem stolzen Unmuth, da stieg ein anderer Gedanke in ihr auf. Wie? Sie sollte nicht im Stande sein, ohne seine Hilfe irgend eine Höhe zu erreichen? Sie sollte nur ihm es verdanken müssen, wenn sie jemals wieder hinabsehen könnte auf ihre jetzige Lage?

Und von diesem Tage an hatte ihr inneres Leben sich gewendet, wenn das äußere auch unverändert blieb. Ein anderes „Empor" stand jetzt vor ihrer Seele, ein Aufwärtsringen zur Entsagung, zur selbstlosen Liebe. Ein märchenhaft schöner, sonnenbeglänzter Gipfel, zu dem sie emporschaute. Sich in ihr Loos ergeben, gütig, freundlich, heiter, geduldig — noch in dieser Armuth und Dürftigkeit ihren Gatten beglücken.

Täglich und stündlich stand das als schöne Möglichkeit vor ihrem inneren Auge. Ihm mit offenen Armen und mit heiterer Miene entgegeneilen, wenn er heim kam, zufrieden sein, dies Elend mit heiterem Gleichmuthe ertragen, ihm sein Geschick dadurch leicht machen, daß sie selbst es leicht ertrug.

Aber sie vermochte den himmelfernen Gipfel nicht zu erreichen. Täglich, wenn sie Morgens aufstand und die Alltagsmühsal aufnahm, wenn sie sah, wie ihr Gatte mit ergebener Miene an sein schweres Tagewerk ging, da dachte sie: „Heute wirst Du anders sein!" Aber da fehlte es an Holz und Kohlen, und sie hatte kein Geld; da gewahrte sie, wie vertreten ihre Schuhe waren, und doch war sie beim Schuhmacher noch einiges schuldig; da war das Kind unruhig und sie hatte doch alle Hände voll zu thun; da zeigten sich Risse in den Fenstervorhängen — da gab's Gröberes und Schlimmeres in Menge. Immer von Neuem wurde sie von häßlicher Bitterkeit übermannt, und wenn ihr Mann nach Hause kam, trat sie ihm wieder freudlos und bedrückt entgegen.

Sie war wie gelähmt, wie häßlich verzaubert — sie wollte gern anders sein und vermochte es doch nicht. Verlockend ragte vor ihr die sonnenbeschienene Höhe, der sie zustrebte. Manchmal erschien sie ihr nahe, ganz nahe; dann wieder fern, unerreichbar fern. Einmal klomm sie, hoffnungsfroh gestimmt, ein gutes Stück empor, dann warf irgend ein kleiner Zwischenfall sie wieder zurück. Sie kam nicht höher hinauf.

Und so verging Tag um Tag, Woche um Woche.

In glühendem Sonnenbrand, in dumpfer Schwüle, bei Gewittersturm und strömendem Regen rannte ihr Gatte, der glücksgewohnte Mann, durch die Straßen, um Brod herbeizuschaffen, und wenn er nach Hause kam, fand er mürrisches Schweigen, mühsam verhehlte Unzufriedenheit.

Immer wieder, wenn er so müde und bleich dasaß, wollte ihr Herz sich regen. Wie bedauernswerth war er und wie geduldig! Sollte sie nicht zu ihm treten, den Arm um seinen Hals legen und sagen: „Sei getrost! Von nun ab trage ich mit Dir!" Warum that sie es nicht? Eine stumme Entfremdung, ein leises Grollen war zwischen ihnen. Und so blieb sie stumm, starr, kalt. Und jener sonnenhelle Gipfel war und blieb unerreichbar.

* * *

Es war wieder Herbst geworden, ein Jahr dahingegangen seit der Katastrophe, ein dumpfes, freudeleeres, trauriges Jahr.

In jenem müden, trübseligen Tone, der nun zwischen ihnen herrschte, sagte Ernestine zu ihrem Manne: „Dein ehemaliger Geschäftsfreund, dessen Sturz den Deinen nach sich zog, hat ein neues Geschäft eröffnet, an der Ecke der Breitenstraße. Es soll ihm gut gehen!"

„Ich verstehe Deinen versteckten Vorwurf," versetzte Heinrich, „Du willst mich darauf hinweisen, daß Jener wieder emporgekommen ist, und daß ich es nicht kann. Aber Jener war nicht ehrlich gegen seine Gläubiger, darum ist er nicht so verarmt, wie ich. Ich, ich kann so

nicht emporkommen; eher könnte ich mich demüthigen, als unehrlich sein. Auch mein Konkurrent, Hermann Klein, Du erinnerst Dich seiner, kommt mehr und mehr empor. Denke nur nicht, daß es mir leicht wird, dies Alles zu sehen. Klein errichtet jetzt ein Zweiggeschäft in Potsdam. Ich glaube, wenn ich mich um eine Stelle bei ihm bewürbe, ich würde sie erhalten. Aber es fehlt mir der Muth — es fehlt mir aller Muth, Ernestine!"

Er hob jetzt den Blick zu ihr, und sie sahen einander, seit langer Zeit zum ersten Male, in's Auge. „Dein Bruder hat mir eine Botschaft an Dich aufgetragen. Er stellte es freilich in mein Belieben, ob ich sie Dir überbringen wolle oder nicht. Aber es ist mir klar, daß ich nicht länger zögern darf. Dein Bruder wünscht Dich zu sich zu nehmen, Dich und die Kleine. Gehe zu ihm, Ernestine, halte Dich an ihn!"

Mit einem schweren Seufzer erhob er sich.

„Du wünschest es?" stammelte Ernestine bestürzt.

Er zögerte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Ja, ich wünsche es! Aber — mach' es kurz!" Und er ging.

Die Dämmerung des frühen Herbstabends schlich in das kahle Zimmer. Das Feuer im Ofen war erloschen; das kleine Mädchen war herangekrochen und umklammerte, wie in instinktiver Angst, die Kniee ihrer Mutter. Und diese kindliche Geberde der Furcht theilte sich Ernestinen mit; ein Gefühl tiefer Verlassenheit überkam sie: Heinrich liebte sie nicht mehr! Sie konnte, sie mochte gehen! Er gab sie frei, weil er nichts mehr an ihr verlor, weil sie ihm nur noch eine Last war.

Ein qualvolles Gefühl der Beschämung kam über sie. Er liebte sie nicht mehr. Das erschien ihr mit einem Male als das größte, das schmerzlichste Unglück. Aber noch einmal wollte sie ihm zeigen, was er an ihr verlor. Wie ein Blitz durchzuckte es sie — ein plötzlicher Entschluß.

Sie nahm ihren Regenmantel — er war ganz unmodern, und sie hatte sich darüber geärgert, so oft sie ihn ansah — heute aber dachte sie nicht mehr daran. Sie wickelte die Kleine in das erste beste Tuch, ohne daran zu denken, daß das Kind noch einen eleganten Tragemantel besaß, einen Ueberbleibsel aus guten Tagen, und eilte fort nach dem Hausvogteiplatz. Zum ersten Male kam sie seit dem Unglück in diese Gegend.

Nun stand Ernestine vor den durch Glühlampen prachtvoll erleuchteten Schaufenstern, vor denen in Goldbuchstaben der Name „Hermann Klein" herabstrahlte.

Aber kein Verlangen stieg in ihr auf — nicht einmal das Gefühl, daß sie hier stehe, wie eine Bettlerin. Andere Gedanken hatten sich ihrer bemächtigt. Sie sah sich als Mädchen und Herrn Klein, der bittend, eine unbeholfene Erklärung stammelnd, vor ihr stand. O, sie sah noch, wie tölpelhaft er seinen Hut drehte, wie seine Lippen zuckten. Und sie hörte sich selbst mit harter Stimme sagen: „Geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Klein! Sie werden ja doch niemals — groß werden, niemals emporkommen!"

Und dennoch war dieser Mann emporgekommen, dennoch! Sie aber, sie sollte nun als Herabgekommene bittend vor ihn hintreten! Einen kurzen Augenblick dachte sie an's Umkehren, aber nur einen Augenblick. Dann betrat sie entschlossen den glänzend erleuchteten Laden. Sie verlangte mit solcher Entschiedenheit den Chef zu sprechen, daß man sie ohne Weiteres in das Komptoir führte.

Herr Klein fuhr erstaunt empor. „Sie, Frau Barnow? Was ist geschehen, daß Sie —"

„Was mir geschehen ist? Ich bin durch das Unglück eine Andere geworden, Herr Klein. Sie werden das sogleich begreifen. Sie wissen, wie tüchtig mein Mann in seinem Fache ist, wissen, daß er ohne Makel aus der Katastrophe hervorging. Ich bitte Sie für ihn um die Stelle, die Sie zu vergeben haben."

Das glatte und gewöhnliche, ein wenig feist gewordene Gesicht des Herrn Klein wurde eigenthümlich ernst. Der Heldenmuth der bittenden Frau war ihm klar geworden, und die Erkenntniß ihrer Selbstverleugnung trug auch seine kleine Alltagsseele für einen kurzen Augenblick empor. Nur für den kurzen Augenblick des Entschlusses; als er an die Ausführung ging, war er schon wieder der Alte.

„Abgemacht," sagte er kurz. „Sie sehen, ich bin groß genug geworden. Also der Abschluß ist perfekt: Gehalt mäßig, aber zehn Prozent des Nettogewinnes — hier meine Hand! Kontrakt geht Ihrem Gatten zu!"

Von unbeschreiblichem Jubel erfüllt, flog sie nach Hause. Hatte sie Heinrich nicht bewiesen, daß ihr sein Schicksal am Herzen lag, daß sie an ihn und seine Zukunft glaubte?

An der Schwelle ihrer Thür fiel ihr ein, daß sie im Trotz gegen ihn weggegangen war. Sie wollte, falls sie etwas erreichte, einen Zettel an ihn hinterlassen und dann zu ihrem Bruder gehen. Aber die Freude hatte den Trotz weggefegt. Sie konnte, sie wollte nicht fort von Heinrich, denn erst seit heute wußte sie, wie sehr sie ihn liebte. Und nun sollte auch er es erfahren.

Ehe sie es sich versehen, in einem einzigen Aufschwunge, hatte sie den sonnigen Gipfel selbstloser Liebe erreicht; sie war nicht hinaufgeklettert — sie war emporgeflogen!

* * *

Sie hatte Kohlen bestellt, obgleich sie kein Geld besaß. Leichten Herzens bat sie den Händler um Geduld. Und nun heizte sie, bereitete ihrem Gatten das Nachtessen und wartete.

„Papa! Papa!" lallte die kleine Henriette.

Nun trat er herein, einen Brief in der Hand, den ihm der Briefträger soeben draußen übergeben hatte. Erst beim Licht im Zimmer sah er, daß der Umschlag die Firma „Hermann Klein" trug.

Ein Blick in den Brief, dann ein langer, langer Blick in das feucht erglänzende Auge seiner Frau, und er zog sie an sein Herz, zog sie zu sich empor.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die dringende Einladung. — Der als Arzt wie als Musiker gleich berühmte, durch seinen schlagenden Witz und durch seine innige Freundschaft mit Rossini bekannte Dr. Vivier in Paris wurde eines Tages von einem Musikfreunde, der gleichzeitig ein reicher Mann war, zum Mittagsessen eingeladen. Man unterhielt sich vortrefflich und beim Abschiede baten Wirth und Wirthin den angenehmen Gast, ihnen doch recht oft das Vergnügen seiner Gesellschaft zu schenken. „Sie werden stets ein Gedeck auf unserem Tische Ihrer wartend finden," versicherten Beide.

„Stets?" wiederholte Vivier, „das ist natürlich nur figürlich gesprochen?"

„Durchaus nicht. Wir gehören nicht zu den Leuten, die leere Worte machen; betrachten Sie unser Haus als das Ihrige und finden Sie sich so oft es Ihnen gefällig ist, zum Mittagsessen ein, es würde uns die größte Freude machen, wenn Sie unser täglicher Gast sein wollten."

„Im Ernste?"

„Gewiß, wir würden entzückt sein."

„Nun gut, da Sie so überaus freundlich sind, werde ich es an mir nicht fehlen lassen."

„Thun Sie das ja; wir verlassen uns darauf."

Am nächsten Tage stellte sich Vivier wieder ein. „Sie sehen, ich habe Ihre Einladung wörtlich genommen," sagte er.

„Das ist herrlich!" riefen Herr und Frau B., denen das Benehmen Vivier's höchst originell und belustigend erschien. Man unterhielt sich noch besser als am vorigen Tage und wieder ward der scheidende Gast mit Freundschaftsversicherungen überhäuft. Am dritten Tage trat er genau in dem Augenblicke, wo die Familie sich zu Tische setzen wollte, wieder in's Zimmer und redete den Hausherrn mit heiterer Zuversichtlichkeit an: „Da bin ich, meinem Versprechen gemäß, ich hoffe, Sie loben meine Pünktlichkeit; aber Sie scheinen erstaunt," fuhr er fort, seine klugen Augen mit spöttischem Blick auf die verwunderten Gesichter des Herrn und der Frau B. richtend, „erwarteten Sie mich nicht?"

„O gewiß, Sie machen uns ein großes Vergnügen," erwiederte das Paar mit gezwungenem Lächeln.

„Nun, um so besser." Mit diesen Worten nahm Vivier Platz, plauderte, lachte und schien es gar nicht zu bemerken, daß er fast allein die Kosten der Unterhaltung trug. —

Die Mittagsstunde brachte auch am vierten Tage den hartnäckigen Gast. Heute gab man sich aber keine Mühe mehr, ihm die unangenehme Ueberraschung, welche sein Erscheinen verursachte, zu verbergen; man empfing ihn kalt und zurückhaltend, und Vivier fragte anscheinend ganz harmlos, ob seinen lieben Gastfreunden eine Unannehmlichkeit begegnet sei.

„Das nicht," antwortete Frau B. gemessen, „ich fürchte nur, Sie werden sehr fürlieb nehmen müssen, wir haben heute nur ein bescheidenes Mahl, und das setzt mich einem Gaste gegenüber in Verlegenheit."

„Hm, ich glaubte, Sie erwarteten mich; aber lassen Sie sich das nicht anfechten; ich bin nicht schwer zu befriedigen," sagte Vivier, setzte sich mit der größten Unbefangenheit zu Tische, aß mit vortrefflichem Appetit und bemerkte, sich artig zu der Frau des Hauses wendend: „Ich begreife nicht, was Sie vorhin mit den Worten ‚ein bescheidenes Mahl' sagen wollten; ich finde die Gerichte so erlesen wie bei den früheren Mahlzeiten und wünsche mir nie, noch besser zu speisen."

Am fünften Tage wurde Vivier, sobald er in das Haus trat, von dem Pförtner mit der Bemerkung zurückgehalten, Herr und Frau B. speisten heute nicht zu Hause.

„Gut, aber ich habe gestern etwas vergessen und muß es holen." Ohne sich aufhalten zu lassen, ging er die Treppe hinauf, die Thür öffnete sich dem nicht erwarteten Gaste, und er ging an dem verdutzten Diener vorüber bis in das Familienzimmer. „Ihr Pförtner ist ein Dummkopf," redete er den ihn sprachlos anstarrenden Hausherrn an, „er wollte mich glauben machen, Sie wären nicht zu Hause, ich wußte ja aber, dies müsse ein Irrthum sein. — Doch was machen Sie für lange Gesichter? Was ist geschehen? Sagen Sie es mir, Sie können von meiner Theilnahme überzeugt sein."

Der boshafte Künstler hörte während der ganzen Mahlzeit nicht auf, in Herrn und Frau B. zu dringen, sie möchten ihm den Grund ihrer Niedergeschlagenheit sagen, beim Dessert endlich brach er in ein herzliches Gelächter aus und versetzte: „Ich weiß recht gut, was Sie verstimmt: Sie finden, daß ich Ihre freundschaftliche Einladung doch gar zu buchstäblich genommen habe. Ich wollte einmal versuchen, wie lange Sie mich ertragen würden. Heute ließen Sie sich vor mir verleugnen, und morgen würden Sie mich aus dem Hause werfen lassen. Dahin soll es aber nicht kommen: ich wünsche Ihnen einen guten Abend und rathe Ihnen, Niemand wieder gar zu dringend einzuladen, es könnte mehr solche Tröpfe geben, welche das für bare Münze nehmen."

[J. H.]

Selbsterhebung in den Adelstand. — Vor einiger Zeit ging durch die deutschen Zeitungen die Nachricht, daß die Regierung von den Familien, die den sogenannten holländischen Adel führen und auf die Rechte von Adeligen Anspruch machen, besondere Nachweise über die Herkunft dieses Adels fordere, und insbesondere wurde von dem preußischen Heroldsamte festgestellt, daß die Leute, welche das holländische „van" in dem Sinne des adeligen deutschen „von" führen, dazu keine Berechtigung haben. Das van bezeichnet nur den Ursprungsort, und ebenso wenig wie z. B. der deutsche Dichter Hoffmann von Fallersleben mit diesem Namen andeuten wollte, daß er adelig sei, sondern nur deshalb den Namen seines Geburtsortes seinem Namen anhängte, weil Hoffmann ein allzu häufig vorkommender Name ist, ebenso wenig hatten die Holländer, welche nach Deutschland kamen und ihrem Vornamen mit „van" den Namen des Ortes hinzusetzten, aus dem sie kamen, die Ab-

sicht, sich damit selbst zu adeln. Bei ihren Nachkommen aber ist das anders geworden, und diese Selbsterhebungen in den Adelstand sind keineswegs etwas so Seltenes, als man glaubt. Viele Leute haben ferner die Zeiten großer staatlicher Verwirrung benutzt, um sich Adelsprädikate zuzulegen, um auf allerlei krummen Wegen sich Urkunden zu verschaffen, auf Grund deren sie und ihre Nachkommen dann oft hohe Adelstitel führen. Nirgends trat diese Selbstadelung drastischer zu Tage, als in der Zeit der großen französischen Revolution, als die französischen Flüchtlinge Deutschland überschwemmten. Es gab kaum einen französischen Schneider oder Friseur in Deutschland, der es nicht für nothwendig befunden hätte, sich zu adeln, und da von keinem dieser Flüchtlinge, welche Alles im Stiche hatten lassen müssen, Dokumente oder Papiere gefordert wurden, glaubte man an ihren Adel, bis nach der Zeit der Freiheitskriege wieder verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland eintrat und man nun daran ging, den Adel dieser Leute zu prüfen, zum Mindesten aber die Adelsdiplome oder einen Nachweis darüber zu fordern, in welcher Weise diese Selbstgeadelten mit berühmten Familien in Wirklichkeit verwandt waren. Besonders streng ging man in dieser Beziehung in Bayern vor, und der bekannte Memoirenschreiber Heinrich v. Lang, welcher als Staatsbeamter sich mit diesen Adelsprüfungen beschäftigen mußte, gibt dazu folgende originelle Erklärung:

„Zu diesem Behufe wurde das Reichsheroldenamt, nach dem Muster des Bureau des Titres in Frankreich, errichtet, um überall die Erwerbstitel des Adels oder seine anderen giltigen Beweise zu prüfen und keinen anderen Adel und Adelsgrad anzuerkennen, als worüber das Haupt der Familie vom Reichsheroldenamt einen Attest gelöst, und darauf die öffentliche Ausschreibung im Regierungsblatt erhalten. Die Atteste kosteten bei den unteren Adelsklassen ein- für allemal 15 Gulden, bei den Freiherren 50, bei den Grafen 100 Gulden. Dagegen wurde der ganze Stamm, vom Erwerber angefangen, mit abschriftlicher Beilage der Erwerbsurkunde, der Abstammungsatteste und der gezeichneten Wappen in die staatliche Adelsmatrikel, gleichsam das goldene venezianische Buch, eingetragen, worauf die Familie auch in künftigen Fällen ihres eigenen Urkundenverlustes und bei allen erforderlichen Adelsproben rekurirren konnte. Gleichwohl erregte diese, zur selben Zeit auch im Königreiche Westfalen, aber unter weit brennenderen Taxen, und jetzt auch zum Theil in Preußen und Hannover gehandhabte Prozedur ein jämmerliches Schreien unter Groß und Klein. Unter den Großen, weil sie diese vermeintliche Thorschreibersanfrage verdroß, und der Ursprung ihres Adels, wenn man sie hörte, gar nicht mehr zu ergründen, auf alle Fälle immer mindestens schon so alt sei, als das Geschlecht des regierenden Hauses. Meistens befand sich aber die Sache nicht also, am allerwenigsten mit den angesprochenen Titeln der Freiherren und Barone, wo die meisten Geschlechter, welche nur die Alternative vor sich sahen, entweder den unerweislichen Baronstitel aufzugeben, oder ihn von Neuem im Wege der Gnade zu lösen, mit ihren meistens gar jungen Diplomen hervorrückten.

Es kamen beim Reichsheroldenamte oft gar seltsame Prätensionen zur Sprache, denen man den frommen Glauben nicht ohne Gefahr eines großen Verdrusses versagen konnte. So z. B. wollten die Esterhazy unmittelbar von Attila, und noch weit über diesen vom Patriarchen Henoch, die Arco von den längst erloschenen Grafen von Bogen, die Spiering von den Herzögen von Cleve, die Ruffini vom römischen Diktator Publius Cornelius Ruffinus, die Widmer vom gothischen Königsgeschlechte, die Aretine von den Königen von Armenien abstammen. Die alten Hofdamen hätten mir die Augen auskratzen mögen, weil man ihre Taufscheine verlangte. Eine Gräfin Taxis war so heldenmüthig, lieber auf alle Immatrikulationen zu verzichten, als dieses Geheimniß zu verrathen: Andere ließen's mir nur durch den Beichtvater zukommen, und wieder Andere verlangten förmliche Eidschwüre von mir, daß ich's nicht weiter sagen würde." [O. Kl.]

Humoristisches.



Feurige Kohlen.

Friedensrichter (zum Bauern): Lieber Mann, Ihr müßt nicht so toben und schelten gegen Eure Nachbarn, wenn sie Euch einmal etwas zu Leide gethan haben. Ihr müßt sanft und geduldig sein, und ihnen, so wie man zu sagen pflegt, feurige Kohlen auf's Haupt sammeln!

Bauer: Feurige Kohlen? — Gern! — Kübelweis', wenn's sein muß!



Etwas Nützliches.

Vater (in's Zimmer tretend): Aber Kinder, was soll dieser Höllenlärm! Nehmt doch etwas Nützliches vor!

Hänschen: Aber Papa, wir spielen ja Feuerwehr; das ist doch etwas Nützliches!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 47:
Was Du wirst, das werde ganz, dann blüht Dir der Vollendung Kranz.

Kreuz-Arithmogriph.

			1				ein Buchstabe,
		3	2	6			eine biblische Person,
	3	4	3	4	2		eine Blume,
1	2	3	4	5	6	7	ein Seevogel,
	3	6	5	6	4		ein Bedienter,
		6	6	3			eine Fischart,
			7				ein Buchstabe.

Die wagrechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche.
[Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 49.

Homonym.

Wenn Du berufen bist
In diesem Erdenleben,
Wo solches nöthig ist,
Zuweilen mich zu geben,
Gib mich zu jeder Zeit,
Mit Unparteilichkeit.
Hast Du an mir zu leiden,
Bist Du nicht zu beneiden.

Auflösung folgt in Nr. 49. [Adolf Nagel.]

Auflösungen von Nr. 47: des Zahlen-Räthsels: Moltke (Komet, Ekel, Klee, Oel, Leo); des Scherz-Räthsels: Nachtheilig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.**
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.